

(Nachdruck verboten.)

13]

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Daniel stand eine Zeitlang im Flur. Er atmete stärker und presste die Hand, die er ihr gereicht hatte, zur Faust zusammen. Ein wilder Drang war in ihm. Sie war bläß, noch das schlanke, jungfernhafte zarte Geschöpf, nur Schatten hatte sie unter den Augen und hielt sich ein wenig geneigt, unsicher wie ein Nebenschöß ohne Stütze. Aber das Lächeln, das im ersten Augenblick in ihren Mundwinkeln gezittert, das war noch so jung, so zärtlich wie damals, als sie auf den Berg gekommen war.

Er gab sich einen Ruck und klopfte an.

Grosjean saß zwischen ausgezogenen Schubladen und abgeräumten Regalen.

Er wollte aufstehen, aber Daniel sagte:

„Bleibt nur sitzen, Herr Grosjean,“ und als der alte Herr ihm freundlich den Stuhl rückte, indem er die Schriften, die darauf gelegen hatten, auf die Dielen warf, saßen sie einen Augenblick schweigend einander gegenüber.

Da wies Grosjean mit einer müden Bewegung rundum.

„Da seht her, Daniel, in acht Tagen sind wir unterwegs. Meinen Reisepaß habt Ihr ja gelesen.“

„Ja, Herr Grosjean. Es war ein schwarzer Rand drum.“

Grosjean seufzte und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Ja, ja, ein schwarzer Rand! Es war alles in Ordnung, das Kind in guten Händen, der Sohn in Velfort, und auf einmal schießt der Tod dazwischen. Eine Rippenfellentzündung und rot und tot in acht Tagen. Er war über Land gewesen wegen einer Brandschabung und hat sich verkühlt. Und jetzt komme ich an seinen Platz, hier ist's doch aus mit dem Goldadler.“

Daniel schaute überrascht auf. Es war ihm auf einmal leicht und doch seltsam unruhig ums Herz.

„Wie meint Ihr das?“

„Sie jagen in Berlin, wir machen Politik, und wer weiß, wie lang's noch geht, dann nehmen uns die Deutschen die Konzession. Und — Himmelherrgott — sie täuschen sich nicht. Wir assureurieren nicht nur gegen Feuerschaden, sondern auch gegen die Allemanderie. Wir sind alle gute Patrioten, ist's nicht so, Daniel! Schaut mal her!“

Er war aufgestanden und wies auf die beiden Stahlstiche, die Porträts Léon Gambettas und Thiers'. Das kluge Greisen Gesicht des Erchefs der Nationalversammlung und der feuerängige Kopf des Tribünen der Republik blickten von den Wänden herab. Eine blauweißrote Kofarde brannte am Rahmen des einen Bildes, als wartete sie nur darauf, angesteckt zu werden.

Daniel war eine Flamme übers Herz gefahren.

„Dressieren lassen wir uns nicht von den Schwaben, niemals!“ stieß er heftig hervor und blickte trotzig auf die zündende Kofette.

Grosjean war ans Fenster getreten.

Es ist Palmsonntag heute, ein stiller Tag, aber sagt, Daniel, lauft Ihr nicht über einen Kirchhof, wenn Ihr durch die Straßen geht. Die Hirz, die Niefer, Petitdemange, Eckhoff, Zurlinden, de Volksbach, Wurmser, und wer weiß ich, alle sind emigriert. Und wir anderen vertrieben uns in unsere vier Pfähle. Geht auf das Marsfeld, wenn die Musik von den Dragonern oder dem badischen Regiment spielt, die Offiziere, die Beamten vom Gericht, von der Präfektur und dem Pollant lauter Deutsche, aber kein Elsässer. Geht in ein Café, ganz dieselbe Geschichte. In einem sitzen die Elsässer, im anderen die Deutschen. Es ist eine Wand zwischen uns und den anderen.“

Da kam Daniel ein Bedenken.

„Und Ihr meint, das bleibt so, Herr Grosjean?“

„Wie? Was sagt Ihr da? Das bleibt, bleibt so, bis auf den Tag, wo die roten Hosen wiederkommen.“

Aufgeregt klopfte der alte Herr auf den Tisch.

„Dann wär's gut, sie kämen bald,“ warf Daniel trocken ein.

„Die kommen bald, so wahr Gott lebt, die kommen, sobald die Armee fertig ist. Und diesmal ist sie fertig. Es ist kein „Och“ mehr an ihrer Spitze, wie Anno siebzig.“

„Dann wollt ich, sie kämen morgen: Denn die Zeit, wisset Ihr, die frißt ein Loch in den dicksten Pelz. Und wenn das Elsaß erst einmal dreißig Jahre deutsch ist, hernach sind die Zungen da, und die wissen nichts mehr von dem Krieg und dem, was vorher war, und wenn sie's in Berlin geschickt anfangen und nicht ins Feuer blasen, uns zu Vollbürgern machen, statt zu unmiündigen Untertanen, die Elsässer Elsässer sein lassen, dann —“

Er zuckte die Achseln.

„Daniel, Daniel, aber — Ihr seid ja — Und wenn's hundert Jahre dauert, sie kriegen uns nicht. Aber was red' ich da! Es kann morgen losgehen, und in zehn Jahren ist alles vorbei wie ein schlechter Traum. Denkt daran, Daniel, wenn's soweit ist, und jetzt zum Geschäft, wenn's gefällig ist.“

Er war ärgerlich, kühl klangen seine letzten Worte.

Daniel merkte es wohl, aber — er hatte noch nie einem anderen nach dem Maul geredet. Er antwortete ruhig:

„Ach geb die Assuranz auf, Herr Grosjean.“

„Was!“ rief Grosjean.

„Ja, ich geb sie auf, die G'meind soll zahlen, wenn sie die Barade versichert haben will!“

Daniel, das ist wie ein Erbeil! Bedenkt doch! Und dann die Gemeinde! Ihr kennt sie ja, die assureurieren nicht.“

„Herr Grosjean, es ist nicht um die Prämie. Es ist ein Kampf zwischen mir und denen in La Motte. Ich hab's überlegt. Der Goldadler kommt von meiner Tür.“

Grosjean seufzte resigniert. „Der Goldadler, das ist ja wie ein Zeichen! . . .“

Da trat Daniel zu ihm und streckte ihm die Hand hin.

„Wir bleiben die Alten, nicht wahr, Herr Grosjean?“

Einen Augenblick besann sich Grosjean, dann bligte es wieder heller in seinen Augen:

„Neberlegt's noch einmal. Es geht doch alles gut auf dem Florimont, Ihr kommt ja in keine Sach wegen der Versicherung.“

„Ich bin wieder einmal am Flicken,“ erwiderte Daniel kurz und zog die Hand zurück.

„Und mit dem Neubau?“ fragte Grosjean schlan.

„Die Gemeinde baut nicht. Der Notari sagt, ich könnt nichts machen,“ lam's kurz zurück.

„Ja, ja, die alten Bedinge, Allmend und Marktgenossenschaft, es ist ja noch das reine Mittelalter,“ entgegnete Grosjean, der die Hoffnung auf Umstimmung seines Klienten schwinden fühlte.

„Es wär schon recht, wenn mehr Verstand in den Leuten wär,“ sprach Daniel kurz. Und dann bot er Grosjean noch einmal die Hand.

„Wir sind die Alten, nicht wahr? Glaubt mir, es ist besser so.“

Ihr Augen trafen sich, und sofort schmolz Grosjeans Kälte. Sein Blick wurde freundlich, ein lebenswürdiges Lächeln zog um seinen müden, vom grauen Bart umschatteten Mund, und er ergriff Daniels Hand.

„Ist gut, Daniel, und jetzt kommt mit, das Verhele gibt uns ein Glas Alten.“

„Sie hat viel ausgestanden, Frau Verthe?“

„O ja!“

Er lenzte:

„Biel zu viel aufs Mal. Aber immer noch besser, es hat jetzt sein müssen, als in einem Jahr, wenn sie ein Kind gehabt hätten. Jetzt trifft es nur sie allein.“

Daniel atmete auf einmal leichter, und als sie schon auf dem Weg in die Wohnstube waren, fragte er auf dem Gange noch hastig:

„Sie bleibt jetzt bei Euch — ich mein' für immer?“

„Ich zieh' nach Altkirch zu ihr. Der Arzt meint nun, sie müßte im Sommer eine Kur machen. Es hat sie böß geschüttelt. Und für immer — mein Gott, Verthe ist so jung, da wächst ihr noch viel auf dem Weg, was wir nicht wissen.“

Die junge Witwe empfing den Gast scheu wie einen Fremden und schenkte ihnen stumm den Wein. Der Vater hielt das Gespräch mühsam im Gange, aber auch Daniel war wortkarg und schlürfte hastig den kühlen Trank.

Lassalles Familienbriefe.

Aber als sie einander noch einmal die Hand gaben, Berthe und er, beim Adieusagen, da hielt er die kalten Finger fest und sagte:

„Kommt im Sommer zu uns auf den Florimont, Madame Alleman, da findet Ihr Eure Kräfte wieder. Und, wißt Ihr, ich hab einen kleinen Buben, der wird Euch gefallen.“

In ihren braunen Augen leuchtete das goldene Fischlein auf, das Daniel früher so oft darin gesehen hatte. Sie lächelte zaghaft.

„Ihr seid sehr liebenswürdig, Herr Junt,“ murmelte sie. Grosjean aber rief freudig:

„Das ist eine Idee, Daniel. Auf dem Berg bei Euch, da findet sie ihre Jugend wieder. Alsdann, Berthele, sang nicht an zu weinen, sag ja, oder ich sag's für Dich.“

Berthe machte ihre Hand frei und wandte sich ab. Daniel sah ihre Schultern fliegen. Sie schluchzte auf einmal leise. Da erfaßte ihn ein eiferlüchtiger Zorn, und zornig nahm er Abschied.

Der Vater begleitete ihn hinaus.

„Sie kommt zu Euch, Daniel. Wir kommen alle beide. Sorgt nur, daß das Hotel nicht abbrennt bis dahin.“

„Abbrennt?“ fragte Daniel Junt argwöhnisch und fuhr sich über das Gesicht, als müßte er etwas wegwischen, das dort zu lesen war.

Da lachte Grosjean, klopfte ihm auf die Schulter und erwiderte:

„Ein Schaden wär's nicht um das alte Haus, und der Goldadler säß unterm neuen Dach besser placiert. Aber man wünscht keinem Spaz das rote Feuer ins Nest.“

Daniel Junt nahm die arglos gesprochenen Worte mit auf den Weg. Sie liefen ihm nach, wo er ging und stand, saßen in seinem Ohr und bliesen in seine Gedanken, daß sie wie Flammen hoch aufschlugen. Also hatte er doch recht gehabt, recht mit allem, was ihm die in La Motte abstritten. Sein Sach war's, und die Junt, die seit Jahr und Tag oben auf dem Florimont saßen, geflickt und angebaut hatten, bis jede Schindel und jede Scheibe, jeder Ziegel und jeder Nagel ihnen gehörte, die hatten den Teufel nachzufragen bei allem, was sie ließen und taten. Und das Berthele kam auf den Berg! Das Berthele! Und der Notari mit seinen Auslegungen von Recht und Gesetz? Auf dem Berg da war sein Recht, und das trug ihm keiner weg, da war er gut dafür, der Dani Junt.

6.

Die Aprilsonne lockte die Gräser aus dem feuchten Grund, die Stiefmütterchen schnitten lustige Fragen auf der übergrüneten Schutthalde vor Jahrtausenden hingeschmolzener Gletscher, weiße Sommervögel*) mit Blutstropfen auf den breiten Flügeln gaukelten darüber hin, und im Mai füllten sich die Fernen diesseits und jenseits des Grates. Aus den deutschen Tälern und von den welschen Hügeln zogen sie zur Höhe, Tag und Nacht klangen die Herdenglocken über die Kluppen, und wenn die Meller des Abends in die hohlen Hände und die Hörner aus Baumrinde tunkten, dann jauchzten die Gipfel, daß die Sterne am Himmel die Augen aufschlugen und in der blauen Ebene erschreckte Lichter durcheinanderliefen.

Es war noch nicht Pfingsten, da brachte die Post schon eine Anmeldung nach der anderen ins Haus am Bahweg, auf den Sommer bis tief in den Herbst mußte Daniel Zimmer und Kammern versprechen, und bald schrieb er die ersten Absagen. Es war kein Platz mehr, und wenn das Gefind auf dem Heuboden und der Wirt in der Geschirrkammer hätte schlafen müssen.

Das war ihm ein bitterer Stachel und trieb ihn vorwärts.

„Wie ist's mit dem Pfingstbier, Herr Daniel? Ihr habt doch nicht vergessen, die Brauerei zu avisieren?“ fragte Nanette wenige Tage vor Pfingsten.

„Pfingstbier? Wo kein Tanz wird, braucht's kein Bier. Wer bei mir einen Liter Alten trinkt, kann dabei die Weine unter den Tisch strecken. Bier schenk ich nur, wenn Tanz ist.“

„Aber —“ stammelte das Kettelle.

„Ich halt keine Pfingstfilbe, fertig,“ schnitt ihr Daniel das Wort ab.

„Aber bedenkt doch! Seit Jahr und Tag ist bei uns gefanzt worden am Pfingstmontag.“

Er antwortete gar nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Von den tausend Arten, auf die der Mensch sich vor sich selbst und den anderen versteckt, ist der Brief vielleicht die feinste und listigste. Den Gehalt der Briefe bestimmt oft mehr noch als der Verfasser der Adressat. Während bei Berken, die in die weite dunkle Deffentlichkeit geschrieben sind, der Schöpfer, gleichsam unbemerkt, ganz für sich allein, redet oder wenigstens reden kann, ist beim Brief der eine bestimmte Mensch, an den er gerichtet ist, ein Gemüß der freien Entfaltung. Man zieht sich nicht gern vor Leuten, die man kennt, macht aus. Außerdem will man mit Briefen gemeinlich bestimmte unmittelbare Stimmungen, Wirkungen erzielen — das gilt vom heißesten Liebesbrief bis zum kältesten Geschäftsschreiben. Wer also aus Briefen Menschen erkennen will, darf nicht wörtlich lesen, er muß erst aus zahllosen angedeuteten Motiven, unter kritischen Abstrichen dessen, was auf die Rechnung des Adressaten und des Zweckes zu setzen ist, das Seelenbild erzeugen.

Vielleicht sind die Briefe des Genius reinere und wahrere Offenbarungen als die der Menschen von Talent. Denn dem Genie ist eine gewisse strogende und trogige Naivetät eigen, die in dem Kraftbewußtsein des eigenen starken und fruchtbareren Wesens wurzelt. Je genialer der Mensch, um so mehr wagt er sich zu bekennen, und es ist weniger die sittliche Erziehung, die Wahrhaftigkeit zum Zeitsatz seines Lebens erhoben hat, als die ausströmende Natur seiner überragenden Begabung, die es ihm trotz allem im Erwerbsteben der Gesellschaft erworbenen Klugheitsdrill unmöglich macht, aus den Erfahrungen, wie man Komödienwirkungen in der Welt erzielt, das tote und falsche Rechenexempel seines Lebens zu machen: Trotz aller Zügelung wird er immer zu seinem tiefsten Selbst stehen.

In diesen Tagen erscheinen Ferdinand Lassalles Familienbriefe*), deren Veröffentlichung bestimmt und geeignet ist, den Zugang zum menschlichen Verständnis dieser seltenen Persönlichkeit zu erleichtern. Man kann im Zweifel sein, ob es überhaupt angemessen ist, Dokumente, die nicht für die Deffentlichkeit bestimmt sind, dem Publikum preiszugeben. Aber Männer, die auf die Geschichte gewirkt haben, sind nicht nur durch das, was sie lehrten und taten, Erzieher der Menschen, sondern auch ihr persönlichstes und geheimstes Wesen dient dazu, menschliche Größe zu bilden. Es ist also nicht müßiges Kammerdienerinteresse, auch nicht das in sich ruhende Interesse an der anekdotenhaften Psychologie, die es rechtfertigen, daß Männer von geschichtlicher Größe in allem der Welt, der Nachwelt gehören — es ist das wackende und verbende Element, das auch das Studium und die Erkenntnis des intimen Menschen rechtfertigt. Handelt es sich aber um problematische Gestalten wie die Lassalles, so erfordert es schließlich auch die Gerechtigkeit gegen den großen Mann, durch alle Schlacken und Legenden zu dieser Seele durchzubringen.

Die an die Eltern und die Schwester gerichteten, den Zeitraum von der Entfernung aus dem väterlichen Hause bis fast zum Tode umfassenden Briefe — zwei an Frauen gerichtete Brieffragmente sind zur Kennzeichnung Lassallescher Anschauungen über Liebe und Ehe anhangsweise eingefügt — haben nicht ganz den starken und deutenden Reiz jenes Tagebuches, in dem der fünfzehnjährige Knabe sich über sein Leben, seinen Charakter, sein Wollen Rechenschaft gab — aber auch sie sind Beweismittel von jener wahrhaftigen Naivetät, welche in das Geheimnis des Menschentumers hineinleuchten lassen. Nicht als ob diese mehr als 100 Briefe sämtlich bedeutend wären; sie sind wirklich vielfach nicht mehr als „Familienbriefe“. Auch ihr Zeugniswert kann nicht ohne Prüfung ermittelt werden. Es ist nicht immer der echte Lassalle. Schon der Ton ist verschieden angepaßt, wesentlich anders gegenüber den Eltern als etwa bei der Schwester, mit der er galant plaudert, ins Sinnliche schweifend, gelegentlich auch ein wenig leichtfertig. Aber es ist doch genug des Ursprünglichen, Unmittelbaren in diesen Briefen enthalten, das ungemein wertvoll ist für die Durchdringung dieser eignen Persönlichkeit.

Der „Ben Jochetel“, das „einzige Söhnchen“ des wohlhabenden Breslauer Judenhauses, spricht in diesen Briefen, das Söhnchen, das mit zärtlicher, hingebender Liebe an seiner Familie hängt, so daß er mit Vorliebe die Jargon-Ausdrücke seiner Heimat bis in die spätesten Jahre gebraucht, auch nachdem er längst ihrem Wahn und Geist entwachsen, in der weiten andersartigen Welt lebt, an deren Umgestaltung er selbst arbeitet. Es ist nicht die Erinnerung an eine glückliche Jugend, die solche Liebe erhalten hat. Daheim war's gar nicht leicht und freudig. Der Vater herrisch, launenhaft jähzornig und dabei schwankend und schwächlich, leicht verzagend, wie es scheint. Die Mutter schwerhörig, von jener weinerlichen, umständlichen, ewig vergrämten Gemütsart, die alles tief reizt und die beim schwersten Schicksalschlag nicht viel wider sich erregt als bei einem zerbrochenen Teller. Da wollte Jant und Streit nicht endigen. Zudem war der junge Ferdinand ein Galgenstrick, der faulenzte, weil ihn seine Lehrer ungerecht behandelten, — später siebte er in wahrer Arbeitsstrunkenheit —, der seine Zeugnisse sich selber unterschrieb, weil er doch den guten Vater nicht durch die Wirkungen der Ungerechtigkeit seiner Lehrer kränken mochte, leichtsinnig, ein Spieler und Rächer, eitel, ammaßlich, geneigt zu kleinen Knabenhaften, nicht

*) Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester. Herausgegeben von Eduard Bernstein, Berlin. Verlag: Buchhandlung Vorwärts.

*) Schmetterlinge.

ganz ehrlichen Geldgeschäften. Aber zugleich braust schon in diesem ungezügelter Temperament des Knaben eine revolutionäre Leidenschaft für das Höchste, lenkt ihn ein unbeugsamer Wille, der furchtlos festhält und durchsetzt, was er einmal auf sich genommen. So gab es im elterlichen Hause neben der Misere des Alltagsammers auch seelische Katastrophen, die den lebensgierigen Knaben bis zur Verzweiflung und Zerschmetterung trieben. Gerade in dieser konfliktreichen Zeit seiner Kindheit, in der geniale Frühreife und stürmischer Drang mit der Tradition eines nicht sonderlich behaglichen Familienlebens zusammenstößt, entwickelt sich schon jener Grundzug des Wesens Lassalles, in dem seine tiefste Kraft verbirgt ist. Er ist der Kämpfer geworden, weil er jeden Augenblick bereit war, dem Nichts sich auszuliefern. Der Gedanke des freiwilligen Todes war ihm früh vertraut. Nach einer leidenschaftlichen Szene mit dem Vater will der im Innersten gekränkte Knabe ins Wasser gehen. „Es war das viertemal in meinem Leben, daß ich mich völliger Vernichtung gegenüber befunden habe“ — schreibt er nach dem Hochverratsprozeß 1864 an seine Schwester. Lassalle fuhr mit dem Tode als Fährmann in einem Boote, zeit lebens. Der Gedanke der Vernichtung hatte für ihn keine Schrecken. Sein Ende war nur der natürliche Tod eines solchen Menschen. Wahrlich, es ist kein Glück, im Philisterinne, für den Menschen, der sich von dem Dämon der Erkenntnis geleiten läßt, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei. Aber es ist ein unermeßliches Glück für die Menschheit; in diesem Bewußtsein wachsen ihre Helden. Niemand hat noch je etwas Großes vollbracht, der nicht bereit gewesen ist, im entscheidenden Augenblicke zu siegen oder unterzugehen.

Will man das wunderbar innige Verhältnis Lassalles zu seinem Vater recht verstehen, so muß man ein anderes Hindernis überwinden: Lassalle fühlte sich, schon als Knabe und Jüngling, seinem Vater überlegen. Er kannte alle seine Schwächen, er teilte nicht seine Anschauung. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn erscheint bisweilen geradezu umgekehrt: Der Junge ist der Erzieher des Alten. Warum trieb ihn dennoch zum Vater diese unendliche Liebe? Es ist das festeste und zugleich zarteste Band inniger menschlicher Zuneigung, die das Verhältnis Lassalles zu seinem Vater bestimmt hat: Ferdinand war des alten Lassalle ganze Liebe, sein Stolz, der Inhalt seines Gemütslebens. Weil er alles für den Vater war, weil er keinem Menschen so unentbehrlich war wie ihm, weil ihn keiner so selbstlos liebte — darum verwuchs der Sohn so innig mit ihm. Seine Liebe war der Reflex der väterlichen Hingebung. Das war der einzige Mensch, dessen ganzes Dasein in ihm wurzelte. So ist dem Lassalles Klage, als er ihn verloren, ebenso erschütternd wie aufrichtig:

„Mir ist so vieles Harte und Unberedende schon in meinem Leben zugestoßen, daß mich nichts mehr wundern sollte! Der Einzige, der mich wirklich liebte und verstand, ist dahin! Nun fliehen, ob ich äußerlich lache oder tändele, arbeite oder wüte, innerlich meine Tränen!“

So schreibt er im Januar 1863 an die Mutter. Und im Oktober desselben Jahres:

„Durch die Uebersendung der sehr wohl gelungenen Photographie des geliebten Vaters hast Du mir neulich eine unendliche Freude gemacht! Seinen Sterbetag habe ich in großer Wehmut zugebracht. Heute habe ich gerade die ganze Nacht von ihm geträumt! Ich sah ihn vor mir mit seinen guten blauen Augen — der Traum hat mich furchtbar abgemattet!“

Um so zärtlicher wird nach dem Tode sein Verhältnis zur Mutter, deren verstimmendes Wesen er doch kennt und die obendrein als fromme Jüdin noch allerlei rituelle Ansprüche stellt. Er läßt sie dringend ein, zu ihm nach Berlin zu ziehen, und als sie Bedenken äußert, schreibt er ihr: „Daß alle Deine Besürchtigungen ganz unbegründet sind, daß mich Deine Frömmigkeit nicht im geringsten stört, daß Du nicht eine „alte Frau“, wie Du sagst, und eine „Plage“, sondern als meine innig und viel geliebte Mutter eine wahre Freude für mich bist und sein wirst“.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Nachdruck verboten.)

Albinus Hoffmann.

Von Karl Buse.

Wer seine Kindheit mit offenen Sinnen durchlebt und besonders die schweren Jahre der Schulzeit, der trägt einen solchen Reichtum an Bildern und Gestalten mit sich in sein späteres Leben, daß er gar nicht verarmen kann, so einsam und weltabgeschlossen, von feinerlei neuen Eindrücken durchplüßt, er auch später dahingehen mag. Die enge Knabenwelt enthält doch alles, was die große Welt bewegt, und alles ist offener, bichter beisammen und leichter erkennbar. Nicht für die Erwachsenen, die in törichter Ueberhebung nur flüchtig und von zu großer Höhe herab in diese Knabenwelt hineinschauen. Sie staunen im Gegenteil immer wieder, daß ein Pflänzchen so ganz anders wächst, als sie es erwarteten. Es ist selten, daß ein Kind von seinen Lehrern richtig gewertet wird; fast immer jedoch wissen seine Mitschüler Bescheid, die mit ihm gespielt und geweint haben, die sich mit ihm schlugen und betrogen.

Keiner von uns engeren Kameraden wundert sich deshalb auch über das Lebensschicksal von Albinus Hoffmann. Denn wir erkennen in dem Mann, in seinem Tun und Lassen, den einstigen Schüler

wieder und sehen das Notwendige und Natürliche, wo Fremde das Unbegreifliche oder Romische sehen mögen. Und wir schmunzeln auch heute noch über ihn, wie damals in Polajewo — ja, vielleicht ist das Schmunzeln heute noch herzlicher.

Wenn man von ihm reden will, muß man mit seinem Namen beginnen. Er war einer der unzähligen Hoffmanns des Deutschen Reiches, die schlicht und bieder durch die Welt gehen und es kraft ihres Namens schon von vornherein viel schwerer haben, sich zu unterscheiden. Denn ob einer auch das höchste leistet — man wird immer, selbst wenn man von dem „berühmten“ Hoffmann spricht, fragen müssen, welcher von den vielen denn nun eigentlich gemeint sei.

Auch in der Sekunda von Polajewo gab es zwei Hoffmanns. Sie wurden von den phantasielosen Lehrern einfach als I und II bezeichnet, während der klassische Philologe denjenigen, von dem hier erzählt werden soll, zur Unterscheidung „Elpenor“ rief. Umgekehrt mußte Odysseus' Gefährte in der Homer-Uebersetzung als „Herr Hoffmann“ bezeichnet werden.

Die meisten Präceptores aber nannten unseren Hoffmann I nach seinem Vornamen. „Albinus“, tönte es wohl vom Katheder, „stehen Sie auf und fangen Sie an!“

Dann erhob sich von einer der Mittelbänke, dicht am Gange, ein Schüler — lang wie der jüngste Tag. Er mußte am Gange sitzen, denn seine Arnie drückten sich, weil er zu groß war, gegen die Bänke, und so hatte er die Erlaubnis erhalten, seine Stelzen schief nach draußen zu stellen, wenn ihm die normale Haltung gar zu unbequem ward. Stand er so in seiner ganzen Länge da, so schwanke er ein wenig vornüber wie eine zu schnell in die Höhe geschossene Wirtel. Und während der ganzen Zeit, die er stehen mußte, pendelte er leise hin und zurück.

Sonst war weder in seinem Gesichte noch anderswo das geringste Auffällige und Eigentümliche an ihm zu entdecken. Nur eben die heillosen Länge — sie spielte in seiner äußeren Erscheinung eine ähnliche Rolle, wie sie vor seinem biederem Namen der „Albinus“ spielte. Er lachte über diesen Vornamen oft selber. „Als ob man 'nem aufgeschuppten Zirkusgaul vor 'ne Britische spannt!“ Und dabei stießen schon damals über sein junges Gesicht, oder wenigstens um die Mundpartie herum die hundert pfliffigen Fältchen, in denen die Fröhlichkeit spielt.

Wir hatten ihn alle gern, denn er schien uns der Typus eines „anständigen und bierehrlichen Nerks“ zu sein, trotzdem er, wenn ich es recht überlege, alle Seitensprünge, die wilden Schülerstreiche sowohl wie die verbotenen Gelage, nur bis zu einem gewissen Punkte mitmachte. Aber es war selbstverständlich, daß jeder, der irgendwie in eine böse Patsche geraten war, sein schweres Herz zu Albinus Hoffmann trug.

Sein Vater hatte ein Kramlädchen, in dem man niemals einen Kunden sah — höchstens ein Kind der Nachbarschaft, das sich für zwei Pfennig Johannisbrot kaufte. Auch der Alte war groß, dabei stark, mit kräftigem Wartinwuchs, und von einer Gutmütigkeit, die keine Grenzen kannte. Die Kinder aus den Nebenhäusern rissen täglich ein dutzendmal an seiner Klingel und liefen jubelnd und kreischend davon. Oder sie verlangten für einen Pfennig treure und unmögliche Lederbissen, die in dem Lädchen gar nicht vorhanden waren. Und der alte Hoffmann schimpfte, polterte, jagte sie fort, aber sie wußten wohl, daß er nicht recht böse werden konnte, und quälten ihn, wie die kleinen Klaffer eine große gutmütige Dogge.

Zu dem Laden gehörte eine Stube, in der die Mahlzeiten eingenommen wurden und in der auch das V.d. von Hoffmann senior stand. Die Frau war lange tot; der Mann trachte allein und auf einem verzwickten Apparat, der aus zwei gewölkten metallenen Tellern bestand, die luftdicht übereinandergelagert wurden. Darin briet alles sehr rasch, besonders die Beefsteaks, die des Alten Spezialität waren. Albinus hatte zwei Treppen höher eine Siebelskammer inne, die mit Verstand gebraucht werden mußte, und in der man sich erst nach geraumer Zeit frei bewegen lernte.

Nach der tückischen Art dieser Kammern fiel sie nämlich schräg zum Fenster ab. Gerade am Fenster jedoch stand der Arbeitstisch. Und wenn der lange Albinus nun sein Allerheiligstes betrat, so prangte er zwar an der Tür und ein paar Schritt weiter noch in seiner ganzen Größe, aber je mehr er sich dem Fenster näherte, um so mehr zog er seine Stelzen ein, bis er dann sitzend den Arbeitsstuhl gewann. Eine fernere Eigentümlichkeit dieser Kammer waren zwei Pythiastrühle — direkt aus Delphi, jagte Albinus. Sie hatten nämlich nur je drei Beine. Man konnte sie mit Vorsicht benützen, wenn ihr Herr und Besitzer nicht präparierte. Denn dann wurden die invaliden Eden durch Georgis Lexikon, die Bibel, Schillings Naturgeschichte und durch andere Bücher gestützt. Uebrigens verfehlte Albinus Hoffmann nie, seine Besucher zur Vorsicht zu mahnen. Nur einmal tat er es nicht: als ein recht unbeliebter Lehrer sich bewogen fühlte, die Treppen emporzuklimmen und zu visitieren. „Sieh mal,“ sagte der Lange, „es tat mir leid, daß er so schnell von dem Stuhl, den er sich genommen, runterfiel, aber warum kontrolliert er mich? Ich wohne doch bei meinem Alten. Das ist ein Nichtrauensvotum gegen meinen Alten. Uebrigens hat er sich auch eine Weile am Siebel genannt.“

Wir aber gingen, wie gesagt, stets hin, wenn uns irgend etwas bedrückte. Albinus Hoffmann hörte bekümmert zu, Albinus Hoffmann rief sich das Kinn: „Mensch, was machen wir da? Paß auf, das kriegen wir schon! Das sollte ja mit einem Dunnerlichting zugehen, wenn wir das nicht kriegen.“ Und dann machte er mit

der Stoppsmaschine ein paar Trauergigaretten, die wunderbar beruhigten. Aber noch mehr beruhigte sein nachdenklich fröhliches Gesicht, das allmählich zum Vorschein kam, und wenn man fortging, war man ziemlich getrübet, obwohl man doch eigentlich weder Rat noch Hilfe erhalten hatte.

Eine besondere Eigentümlichkeit unseres Freundes war auch ein drollig ausgeprägter Gerechtigkeitsfuss. Er fand es sehr richtig, daß wir Schüler an einem „Peker“ oder einem in sonstiger Beziehung unseiblichen Kameraden Lynchjustiz übten, und sah mit Würde der Prozedur zu. Aber wenn es ihm genug schien, trat er mit einer trodenen, sehr ernsten und deshalb uns doppelt belustigenden Bemerkung dazwischen. „Wenn Ihr noch weiterhant, ruiniert Ihr sein edelstes Organ,“ sprach er bedächtig, als die Mehrseite des biden Verch überzeugungsvoll bearbeitet wurde. Und fast immer wurde das Opfer dann unter Lachen freigegeben. Viel merkwürdiger aber erschien uns noch folgendes. Albinus Hoffmann nämlich hatte durch die Schärfe seiner Augen und durch seine Größe das vor uns voraus, daß er, etwa beim lateinischen Extemporale, gleich über zwei Bänke herüberliefen und so ganz herrlich bequem „abschreiben“ konnte. Er tat es auch natürlich ebenso gut wie jeder andere. Aber, was uns übrigen nicht in den Kopf wollte er machte stets mit voller Absicht irgend einen Fehler in die Arbeit hinein, den der bessere Schüler, in dessen Heft er hinüberschielte, vermieiden hatte. „Erstens merkt man den Schwund dann weniger,“ jagte er, „und dann war“ es doch eine Gemeinheit, wenn ich ein ebenso gutes Extemporale abgab wie der andere, der die Mühe gehabt hat.“

Auch eine nicht häufige Kunstfertigkeit, in der Albinus Hoffmann Meister war, muß ich noch erwähnen. War es einmal in der Mathematikstunde oder sonstwann gar zu langweilig, dann drehten sich vorsichtig alle Köpfe nach ihm um, man sah ihn mit stummer Bitte an, man schickte ihm Zettelchen, auf denen nur die Worte „the queen“ standen. Und schließlich erbarnte er sich und machte die Königin Viktoria von England. Er beugte sich dazu tief, sah ernst und würdig ins Buch und blies, was keiner anderer so herausbrachte, die Baden nach unten auf, daß sie sadartig herabsielen, während die Augen sich rund hinunterzogen. Dann ging ein stummer Jubel durch die Klasse; Leo Gersdorff, der sich niemals halten konnte, prustete wohl auch laut in sein Buch, und alles schwärmte noch in der Pause davon, wie großartig Albinus Hoffmann heut wieder die queen Vicky getroffen hatte.

Kein Wunder, daß ihn alle liebten, auch die Lehrer, obwohl er nie zu den Lieblingen gehörte. Nur der Herr, der den Turnunterricht erteilte, jensezte beständig. „Wenn Sie sich selbst nur mal sehen könnten, Hoffmann!“ Sie gehen ja wie der Storch im Salat!“

Als der Vergleich mehrfach gefallen war, nahm mich Albinus einst auf die Seite.

„Ich habe nun schon mehrere Werke darüber nachgelesen,“ sprach er in seiner ruhigen, fast würdigen Weise und stieß beim Gehen mit dem Kopf etwas vor, „aber der Mann hat unrecht. Du weisst, ich bin ein großer Vogelfreund. Ich kenne Störche im Sumpf, im Nest, im Wald, im Flug — aber hast Du schon einmal einen Storch im Salat gesehen? Auch Verbm weis nichts davon, und so muß ich den Vergleich als irrtümlich abweisen.“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

— **Russische Klöster.** In Rußland stehen alle Kapitalien der Wohltätigkeitsinstitutionen, von wem und zu welchem Zwecke sie auch gestiftet sein mögen, unter staatlicher Kontrolle. Die einzige Ausnahme von dieser allgemeinen Bestimmung bilden die Kapitalien der (orthodoxen) Klöster, welche einzig und allein der unkontrollierten Verwaltung der Klosterbrüderleiten unterstellt sind. Die genaue Höhe dieser Kapitalien ist natürlich nicht bekannt, doch handelt es sich ohne Zweifel um Summen von geradezu schwindelnder Höhe, wie einige positive Daten dies bezeugen. Die kirchlichen Einnahmen des Alexander-Newitski-Klosters belaufen sich auf 200 000 Rubel jährlich; die sonstigen Einkünfte zum Bau von Kirchen, zur Unterstützung Armer und Abgebrannter usw. übersteigen 750 000 Rubel jährlich, während aus den Immobilien des Klosters eine Jahreseinnahme von über 500 000 Rubel erzielt wird. Von diesen rund 1 1/2 Millionen Rubel, die das Kloster jährlich im Minimum einnimmt, bezieht der Abt eine Jahreseinnahme von 65 000 Rubel, während der Dekonom ein Jahresgehalt von 20 000 Rubel bekommt. Jeder der 70 Mönche, die das Kloster zählt, ist verpflichtet, bei seinem Eintritt in das Kloster eine gewisse Summe einzuzahlen, die, je nach dem Bildungsgrade des Eintretenden, zwischen 500 und 150 Rubel schwankt. Von den Jahreseinnahmen des Klosters werden unter diese Mönche 250 000 Rubel verteilt, während der große Rest dem Vermögen des Klosters hinzugefügt wird. — Ähnlich liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Reparatur der Einnahmen im Rowodewitski-Kloster hinter der Moskauer Pforte. Als das reichste Kloster in Rußland ist das Troize-Sergiewskloster bei Moskau zu betrachten, indem es über ein Kapital von 3 Milliarden und enorme Jahreseinnahmen verfügt. Die Gesamtzahl der Klöster in Rußland ist auf siebenhundert zu veranschlagen. Ihn eine Vorstellung von den Vermögensverhältnissen der Mönche zu geben, erwähnt ein russisches Blatt, daß ein kürzlich verstorbenen

Mönch des Alexander-Newitski-Klosters 100 000 Rubel hinterlassen hätte. Von der Priorin eines südrussischen Klosters wiederum wird berichtet, daß sie eine Operettengesellschaft in einer der Städte Südrußlands mit jährlich 30 000 Rubel subventioniert. —

— **Aussagen von Marconi-Telegrammen.** Herr van Waalwijk, der Direktor des „Nieuwsblad van Norderland“, berichtet in seinem Blatt über die Art und Weise, wie die Marconi-Telegramme der Marine durch eine sehr einfache, primitive Einrichtung, die „Langlinien“ auf dem Dache eines Gebäudes, abgefangen werden können. „Die vom Evertsen ausgehenden Signale“, sagt er, „erreichten uns ganz deutlich wahrnehmbar, nur zeigte es sich, daß sie für unsere primitive Einrichtung sehr schwach waren, so daß sie angesichts der geringen Uebung, nach dem Gehör telegraphische Signale aufzufangen, nur mit Mühe verstanden wurden, was zum Teil auch darin seinen Grund haben mochte, daß der Telegraphist des Evertsen viel rascher telegraphierte, als es an Bord des auf der Amsterdamer Marinewerft liegenden Wachtschiffes, an das die Telegramme des Evertsen gerichtet waren, geschah; was aber von diesem Wachtschiffe grantwortet wurde, kam durchaus verständlich zu uns. Von Zeit zu Zeit machte sich ein störender Einfluß geltend, der wohl von der englischen Flotte ausgegangen sein wird, deren Signale aber, da diese Schiffe viel weiter entfernt waren, als der Evertsen, für uns nicht mehr wahrnehmbar waren. (Tatsache ist es, daß auch die vom Evertsen ausgehenden Signale häufig durch die Apparate der englischen Flotte gestört worden sind.) Man sieht also, daß ein Telegraphensystem, dessen Berichte mit so einfachen Mitteln, wie sie uns zu Gebote standen, aufgefangen werden können, sich für die Uebermittlung von Nachrichten an Privatleute keineswegs eignet. Für jemand, der sich mit der Sache näher befaßt, ist es möglich, mit kleiner Mühe und geringen Kosten, ohne daß irgend ein Gesetz ihn daran hindert oder hindern kann, alle Telegramme, die in nicht zu großer Entfernung getwechelt werden, aufzufangen. In Scheveningen besteht eine staatliche Einrichtung für drahtlose Telegraphie, aber jeder, der in Scheveningen oder im Haag auf seinem Hause einen Apparat anbringt, wie wir, kann, ohne daß er viele technische Kenntnisse besitzt, alles auffangen, was da verhandelt wird“. Dem kann noch beigefügt werden, daß das Amsterdamer „Handelsblad“, das eine Zeitlang seine Berichte aus London durch den Marconi-Telegraphen empfing, auf diese Verbindung, wie die „Ndn. Jtg.“ berichtet, verzichtet hat, weil die an das Blatt gerichteten Telegramme von dritter Seite entweder aufgefangen oder gestört wurden. —

Humoristisches.

— **Engstlich.** Wirt: „Wann i bit'n dārfet, mit 'm Küß'n aufz'hör'n?!"

Liebespaar: „Warum denn?!"

Wirt: „Sonst kimmt am End' meiner Alt'n a da Gusto!" —

— **Vom Stammtisch.** Eingeführter Gast (zu einem Bürger, während der Förster hinausgegangen): „Aber der Herr Förster ist ein gebildeter Mann!"

Bürger: „Kein Wunder, der lauft ja den ganzen Tag in der Kultur herum!" —

— **Er benützt alles.** „Bringen Sie mir 'mal das Beschwerdebuch!"

„Bitte, was ist denn los?"

„Werden Sie schon sehen — so, lesen Sie!"

Papier miserabel, Einbanddecke ditto. Z. Mayer, Papier-reisender.

(Ausgezeichnete Beschwerdebücher in allen Preislagen.)

(„Reggendorfer-Blätter".)

Notizen.

— **Wie 's gemacht wird.** Ein Berliner Theater ließ um 8 Uhr abends einem Berliner Blatte einen Waschzettel zustellen, der von dem großen Erfolge eines Schauspielers in einer Vorstellung zu berichten wußte, die — erst um 1/9 Uhr beginnen sollte. Das Blatt machte sich über diese „Prophezeiung“ lustig. Am anderen Tage entzog ihm das Theater das Inserat. —

— **Bruno Köhlers dreiaktiges Lustspiel „Der Cheläsig“** ist vom Deutschen Theater in Wien erworben worden. —

— **In der Arena von Véziers hat die dreiaktige Oper „Die Keyer“ von Gerold und Lebade einen freundlichen Erfolg gehabt.** —

— **Menzels „Balljouer“** wurde von der Nationalgalerie für 100 000 Mark angekauft. Der Künstler arbeitete drei Jahre an dem Gemälde. —

c. **Ueber reiche archäologische Funde bei Karnal** wird der „Nature“ berichtet: Im Laufe der Ausgrabungen, die G. Legrain seit neun Jahren zum Zwecke der Restauration des großen Ammontempels in Karnal bei Luxor ausführt, ist ein außerordentlich reiches Lager von Statuetten und wertvollen Gegenständen aller Art, die aus der Ptolemäer-Zeit stammen, entdeckt worden. Man hat bisher 8000 Statuen aus vergoldeter Bronze, über 500 aus Granit, Basalt, Verril, Kalkstein usw. entdeckt, die fast alle historische Inschriften tragen. Die Entdeckung wird als die bedeutendste bezeichnet, die man in Ägypten seit der des Serapeums von Memphis durch Mariette gemacht hat. —